

Frau Schadt, erinnern Sie sich noch an Ihren ersten Tag als Studentin an der Goethe-Universität?

Ich weiß, ich war sehr aufgeregt und habe mich wahnsinnig auf das Studium gefreut. Ich dachte, jetzt bricht die große Freiheit für mich an, jetzt kann ich mich endlich auf das konzentrieren, was mich wirklich interessiert.

Wie war die Atmosphäre an der Goethe-Universität?

Frankfurt war schon damals eine sehr große Uni. Es war anfangs nicht einfach, sich zurechtzufinden. Allein das Angebot an Seminaren und Vorlesungen! Zu Beginn jedes Semesters wollte man möglichst alle Vorlesungen und Seminare besuchen, die einen interessierten. Alles schien so unglaublich spannend – wenn auch in den Geisteswissenschaften herzlich unorganisiert. Im Laufe des Semesters hat sich der Stundenplan dann meist auf ein zu bewältigendes Maß reduziert.

Haben Sie in Bockenheim studiert?

Ja, die Germanisten residierten damals in der Mertonstraße; die Gebäude waren nicht gerade eine Zierde moderner Architektur, aber zumindest funktional. Die Anglisten und Philosophen hatten es etwas besser, sie waren in alten Villen im Kettenhofweg untergebracht. Ein wirkliches Campusleben gab es damals jedoch nicht. Die Mensa war oft voll und laut, aber wir sind ohnehin meistens in das Café in der Mertonstraße gegangen oder in eine Studentenkneipe in der Nähe, die von zwei älteren Damen betrieben wurde und die bei uns nur „Zu den alten Tanten“ hieß; dort gab es so Dinge wie Pellkartoffeln mit Spinat. Besonders steril war der Turm, in dem die Politische Fakultät untergebracht war – gibt es den noch?

Nein, er wurde soeben gesprengt; die Politik- und Erziehungswissenschaften sind bereits im April 2013 in ein neues Gebäude auf dem Campus Westend gezogen.

Das habe ich gehört, hinter das ehemalige IG-Farben-Gebäude. Ich bin dort früher häufig mit dem Fahrrad vorbeigefahren. Die Erschließung des Areals ist bestimmt eine gute Lösung für die Universität.

Gab es zu Ihrer Zeit an der Goethe-Universität eine offizielle Begrüßung oder einen Einführungskurs?

Nein, es gab nur diese vielen Vorlesungen und Seminare. Das Angebot war sehr bunt, manchmal vielleicht zu bunt, und vielfach von den Vorlieben des jeweiligen Dozenten abhängig. Es fehlte ein systematischer Epochenüberblick. Wer das kritisierte, bekam zur Antwort: Diesen könne sich jeder selbst in einer der gängigen Literaturgeschichten aneignen.

Welche Professoren hinterließen einen Eindruck bei Ihnen?

In Germanistik vor allem der leider schon verstorbene Ralph-Rainer Wuthenow, weil er als Komparatist den Blick geöffnet hat für die Literatur anderer Länder. Und über mehrere Semester hinweg habe ich die Seminare von Dieter Kimpel besucht, mit dem wir Studenten sehr temperamentvoll über Schillers ästhetische Theorie diskutierten. Diese war vor allem durch dessen Beschäftigung mit Kant inspiriert. Kimpel hat uns sehr gefordert, wir haben uns regelrecht ins Studium vertieft, und ich glaube, es hat beiden Seiten großen Spaß gemacht.

Welche Meinung hatten Sie zu Schillers Ästhetik?

Das weiß ich heute im Detail gar nicht mehr, nur, dass wir Unmengen an Literatur durchgearbeitet haben, um argumentativ mithalten zu können. In den begehrten Seminaren herrschte jedoch großer Andrang, wer zu spät kam, saß auf Fensterbänken oder auf dem Boden. Es gab Seminare, in denen uns die Dozenten und Professoren mitgerissen haben in ihrer Begeisterung für ein Thema. Vor allem bei den Politologen. Nach den Seminaren von Herfried Münkler – damals war er noch Assistent von Iring Fetscher, inzwischen lehrt er an der Berliner Humboldt-Universität und ist ziemlich prominent – hat ein fester Kreis von Studenten die Debatten einfach in der Mensa oder im Café fortgesetzt. Und ich kann mich noch an ein Rousseau-Seminar bei Ingeborg Maus erinnern, da haben wir Studenten uns in unserer Freizeit getroffen, um bis in den späten Abend über den „contract social“ zu diskutieren.

War die Universität infolge der 68er noch sehr politisiert?

Unsere Debatten waren eher fachlich, weniger politisch motiviert. Aber natürlich ging es auch um aktuelle Themen wie die Volkszählung oder den Sturz des Schahs im Iran. Zudem gab es eine Politisierung durch den Ausbau der Frankfurter Startbahn West. Aber ganz grundsätzliche Forderungen nach einer anderen Gesellschaftsordnung standen nicht mehr im



Foto: Steffen Weigelt

»Ich habe jeden Tag meiner Studienzeit genossen«

Daniela Schadt, Lebensgefährtin von Joachim Gauck, über ihr Studium an der Goethe-Universität

Raum wie Jahre zuvor noch bei den 68ern. Wir wurden lediglich mit einigen ihrer Spätausläufer konfrontiert. Ich denke da an manche absurden Auftritte diverser kommunistischer Gruppen, sogenannter K-Gruppen. Die versuchten einmal eine Germanistik-Vorlesung zu sprengen und wollten uns Studenten allen Ernstes veranlassen, als fähnchenschwenkendes Jubelkomitee den gerade angereisten sowjeti-

Daniela Schadt wurde am 3. Januar 1960 in Hanau geboren. Ihr Abitur legte sie 1978 an der Karl-Rehbein-Schule in Hanau ab. Anschließend studierte sie Germanistik, Politik und französische Literatur an der Goethe-Universität und schloss das Studium 1985 mit Magister Artium ab. Der Einstieg in ihren Beruf als Journalistin erfolgte durch ein Praktikum beim Hanauer Anzeiger. Als Freie Mitarbeiterin ging sie 1986 zur Nürnberger Zeitung. Nach einem Volontariat arbeitete sie seit 1992 als Redakteurin und war dort zuletzt bis zur Wahl von Joachim Gauck zum Bundespräsidenten als Ressortleiterin Innenpolitik tätig.

Quelle: www.bundespraesident.de

schen Staats- und Parteichef Leonid Breschnew zu begrüßen. Das lehnten wir empört ab. Ich erinnere mich noch, dass ein Student entnervt aufsprang und rief, er habe gerade zwei Wochen lang an der Startbahn demonstriert, jetzt wolle er endlich wieder etwas über Literatur lernen. Es wurde immer lauter, die Aktivisten brüllten, wir brüllten zurück, der Professor brüllte – und schließlich verließen wir geschlossen den Vorlesungssaal. Ein anderes Mal kam Rudi Dutschke zu einem Vortrag nach Frankfurt, und die moskautreuen K-Gruppen verteilten Flugblätter mit dem Titel „Ein Fossil stellt sich vor“. Obwohl ich keine Dutschke-Sympathisantin war, fand ich das unerträglich arrogant. Der Mann hatte in

der Geschichte der Bundesrepublik sicher größere Fußstapfen hinterlassen als alle diese Leute zusammen.

Demonstrierten Sie selbst gegen die Startbahn?

Nein, ich war nicht wirklich davon überzeugt, dass die Startbahn unnötig sei.

Sie haben soeben von einem Seminar bei Ingeborg Maus gesprochen. Waren Professorinnen damals nicht eher eine Seltenheit?

Es gab sie, aber es waren nicht viele. Ich kann mich an Silvia Bovenschen in der Germanistik erinnern oder eben an Ingeborg Maus in den Politikwissenschaften, bei der ich dann auch meine Abschlussprüfung gemacht habe. Aber Frauen waren klar unterrepräsentiert.

Auch in der Studierendenschaft?

Nein, Politik hörten vielleicht noch mehr Jungs, aber Literaturwissenschaften war ein klassisches Frauen-Fach – ich habe es trotzdem studiert.

Warum haben Sie überhaupt studiert? Ihr Vater hatte doch in Hanau ein Unternehmen. Wäre es nicht logischer gewesen, dort eine Lehre zu machen, um in seine Fußstapfen zu treten?

Nach dem Abitur war völlig klar, dass ich studiere. Was die Nachfolge anbelangt, so war ich fein raus, weil meine ältere Schwester eher naturwissenschaftlich-mathematisch interessiert war und schließlich BWL studierte; allerdings hat dann auch sie das Unternehmen später nicht übernommen. Als Jüngere war ich unbelastet von solchen Erwartungen, und ich hätte es auch weder gewollt noch gekonnt, es war einfach nicht mein Ding.

Haben Ihre Eltern Ihnen Ihr Studium finanziert?

Ja, anfangs wohnte ich noch zuhause und bin von Hanau nach Frankfurt gependelt. Aber irgendwann fand ich, dass

Fortsetzung auf Seite 8

Deutsch-ecuadorianische Kooperationen

**Besuch bei GRADE:
Hochrangige Delegation aus dem
lateinamerikanischen Land stellt Stipendienprogramm
für deutsche Wissenschaftler vor.**



„Hohe, schneebedeckte Gipfel, tätige Vulkane, reiche Vegetation, die Sitten der Bewohner (...)“ Es war die große Vielfalt des kleinen Landes am Äquator, die es für Alexander von Humboldt zur „interessantesten Gegend der Welt“ machte, wie er in einem Brief an seinen Bruder Wilhelm schrieb.
Foto: ullstein bild – IBERFOTO

Nun soll das Land nach dem Wunsch des ecuadorianischen Wissenschaftsministeriums zur interessantesten Gegend für heutige deutsche Forscher werden. Mit dem Ziel, den wissenschaftlichen Austausch mit Deutschland zu intensivieren, wurde das attraktive Stipendienprogramm PROMETEO aufgelegt, das jungen sowie erfahrenen Wissenschaftlern in Ecuador die Möglichkeit bietet, Forschung und Lehre gemeinsam zu gestalten. Das lateinamerikanische Land verspricht sich davon einen beiderseitigen Transfer wissenschaftlicher Erkenntnisse wie auch die Weiterbildung ecuadorianischer Wissenschaftler.

Biodiversität und Klimawandel sind die herausragenden Forschungsthemen, aber auch Expertise aus den Bereichen Wirtschaftswissenschaften, Geistes- und Gesellschaftswissenschaften sowie aus den Lebenswissenschaften ist gefragt, berichtete die Anthropologin Doreen Montag, die über das Stipendienprogramm nach Ecuador kam und dort seit einem Jahr forscht. Anlässlich der Vorstellung des Programms im Dezember in den Räumen der GRADE berichtete Doreen

Montag auf anschauliche und ebenso begeisterte wie begeisternde Art über ihre Arbeit im Land, wie auch über die Herausforderungen, die zu meistern waren. Die 30 Interessenten, Wissenschaftler verschiedener Fächer aus Frankfurt und den angrenzenden Bundesländern, informierte sie zudem über das Bewerbungsprozedere des Programms.

Die Bedeutung der deutsch-ecuadorianischen Kooperation unterstrich der Honorarkonsul von Ecuador, Wolfram Wrabetz (CEO der Helvetia-Versicherungsgruppe). Gemeinsam mit Vizepräsident Rainer Klump und Heike Zimmermann-Timm, Geschäftsführerin der GRADE, hat er nun die Planung weiterer Vorhaben auf dem Programm. UR

**Weitere Informationen
zum Stipendienprogramm:
GRADE-Geschäftsstelle
Campus Riedberg
Tel: (069) 798-49411
➤ www2.uni-frankfurt.de/37226653/GRADE**

Fortsetzung von Seite 7 – Interview mit Daniela Schadt

zum Studieren auch eine eigene Wohnung gehört, und so bin ich doch bald nach Frankfurt gezogen, in die Stalburgstraße zwischen Eckenheimer und Eschersheimer Landstraße – eine klassische Studentenbude von 25 Quadratmetern für, wenn ich mich recht erinnere, 345 Mark Miete im Monat. Kein Luxus, aber ich habe meine Bude geliebt.

Jobbten Sie während Ihres Studiums? Schrieben Sie schon für eine Zeitung?

Es war eine unglaublich freie Zeit, in der ich alles Mögliche gemacht habe. Bei meinem Vater habe ich in der Telefonzentrale gearbeitet, war Briefträgerin, was sehr begehrt war, weil es gut bezahlt wurde, und habe auch gekellnert. Erst nach dem Studium habe ich ein Praktikum beim Hanauer Anzeiger gemacht, dann beim Hessischen Rundfunk; später habe ich bei der Nürnberger Zeitung volontiert und bin dort dann auch als Redakteurin geblieben.

Welche Rolle hat das Studium für Sie in Ihrem bisherigen Leben gespielt?

Es war eine sehr anregende und auch unbekümmerte Zeit, vielleicht eine der schönsten Zeiten meines Lebens. Es wurde so unglaublich viel angeboten und man konnte alles machen, mal in die Anglistik zu Klaus Reichert, mal in die Philosophie zu Alfred Schmidt gehen. Das war wunderbar!

War das Studium für Sie wichtig, um später Journalistin werden zu können?

Als Journalist muss man nicht unbedingt studiert haben, aber es hilft zweifellos; allein wenn ich an die Selbstdisziplin denke, die es erfordert, um sich ein Thema zu erarbeiten. Und dann ist da auch so eine grundlegende Neugierde, einer Sache nachzugehen, die Journalisten und Wissenschaftler teilen.

Hätten Sie sich vorstellen können, Wissenschaftlerin zu werden?
Wenn mein damaliger Freund mich nicht zum Examen gedrängt hätte, würde ich womöglich heute noch studieren. Es gab doch so viel, was ich noch lernen wollte! Aber schließlich habe ich mich zur Abschlussprüfung angemeldet, und es ist auch gut gelaufen. Für die Wissenschaftswelt bin ich aber nicht

unbedingt geboren. Ich wollte eigentlich immer schon zur Zeitung. Nur wusste ich damals noch nicht, ob ich lieber ins Feuilleton oder ins Ressort Politik wollte. Es hat sich ergeben, dass ich bei der Nürnberger Zeitung in der Politik gelandet bin – und das war genau der richtige Themenbereich für mich.



Daniela Schadt im Gespräch mit Christine Burtscheidt.
Foto: Steffen Weigelt

Haben Sie auch etwas von Frankfurt mitgenommen?

Ich habe viele Facetten von Frankfurt kennengelernt. Wir sind in die Äppelwoi-Kneipen gegangen, die waren preiswert, da konnte man einen Schoppen trinken und gegebenenfalls Handkäs mit Musik essen. Und manchmal gingen wir auch in die Batschkapp oder in den Jazzkeller. Ich habe im Oratorienchor der Frankfurter Singakademie gesungen und bin mit den Freunden von dort häufig in die Oper gegangen. Damals war Michael Gielen Generalmusikdirektor, es war musikalisch aufregend, und es gab namhafte moderne Regisseure wie Ruth Berghaus oder Hans Neuenfels, der eine legendäre „Aida“-Inszenierung auf die Bühne brachte.

Könnten Sie sich vorstellen, heute wieder in Frankfurt zu leben?

Die Stadt hat sich sehr verändert, vieles erkenne ich gar nicht mehr wieder. Aber ich finde Frankfurt eine sehr lebenswerte Stadt. Sie ist sicherlich nicht so glamourös wie München und nicht so „in“ wie Berlin. Viele denken beim Namen Frankfurt zuerst an die Banken und den Flughafen, aber die Stadt bietet so viel mehr. Sie ist modern und zugleich bodenständig, selbst-

bewusst ohne großes Tamtam, ihre Internationalität scheint selbstverständlich. Man spürt, dass es einmal eine freie Reichstadt war, in der die Bürger das Sagen hatten und sogar eine Universität gestiftet haben.

Welche Orte suchen Sie auf, wenn Sie nach Frankfurt kommen?

Erst einmal rein ins Zentrum, von der Hauptwache über den Liebfrauenberg durch die Neue Kräme zu meinem Teeladen und weiter über den Römer zur Schirn. Wenn ich ganz viel Zeit habe, gehe ich zum Museumsufer, auf jeden Fall aber ins jüdische Museum am Schaumainkai, dort gibt es ein wunderbares Büchercafé mit fabelhaften Kuchen.

Was würden Sie der Universität zum 100. Geburtstag wünschen?

Ich wünsche meiner Universität, dass sie für ihre Studierenden ein Ort bleibt, an dem sie sich umfassend bilden können. Ich habe jeden Tag meiner Studienzzeit genossen und hoffe, dass dies auch den heutigen Studierenden so geht. Bildung muss ein Erlebnis, eine Freude sein und dem menschlichen Impuls folgen, Zusammenhänge verstehen zu wollen. Bei aller Notwendigkeit straffer Lehrpläne muss die Universität ein Ort bleiben, der geistige Horizonte öffnet. Sie darf sich nicht zu einer Art akademischem Parcours entwickeln, durch den man mit heraushängender Zunge und nur halb verdautem Wissen bis zum Examen hindurchgejagt wird. Und ich wünsche mir noch mehr interdisziplinäre Ansätze, etwa gemeinsame Diskussionsforen von Geistes-, Sozial- und Naturwissenschaften. Dabei denke ich natürlich nicht an die Vermittlung von Spezialkenntnissen, sondern daran, Verständnis für die jeweils anderen Fragen und Problemstellungen zu wecken.

Und was würden Sie den Studierenden mit auf den Weg geben?

Erstens: Macht Euch bewusst, was für eine unglaubliche Chance solch ein Studium ist, um Neues zu erfahren, um zu verstehen und natürlich um eine gute Ausbildung zu erhalten. Zweitens: Studiert Fächer, die Euch wirklich wichtig sind, und nicht solche, die scheinbar eine einträgliche Karriere sichern. Ich jedenfalls konnte mir nie vorstellen, jahrzehntelang in einem Beruf zu arbeiten, der mir keine Freude macht.

Interview: Christine Burtscheidt